

Die Reportage



Text: Christian Wolters
Fotos: Julia Moras



Im rollenden Behandlungszimmer: Dr. Hans-Ulrich Peltner hört einen Patienten ab, der unter Asthma leidet. Der Mann kommt regelmäßig zum Mobil.

Die Praxis sieht anders aus

Sie machen keine Termine, fragen nicht nach Überweisungen: Wenn Yvonne Golla und Joel Shaw in ihrem alten Ford Transit zu den Armen rollen, bringen sie kostenlose Hilfe. Zwei Ehrenämtler im Dienst am Rand der Stadt.

Er hat noch TÜV. Das ist so ziemlich das Beste, was sich über den altersschwachen Ford Transit sagen lässt, der an einem eisigen Novembervormittag die Thaerstraße hinaufzuckelt. Die Lenkung hat zu viel Spiel, der Motor zickt, Rost nagt an den Radkästen, vom ausgebliebenen Lack ganz zu schweigen. Den jungen Mann am Lenkrad aber scheint das alles nicht zu stören. Joel Shaw rangiert das Medimobil der Malteser Sekunden später routiniert auf den Stellplatz am Guten Hirten, klettert mit seiner Kollegin Yvonne Golla aus der Fahrerkabine. 11 Uhr, es ist mobile Arzt-Sprechstunde für Bedürftige, so wie alle 14 Tage, und die ehrenamtlichen Sanitäter werden schon erwartet. „Wir brauchen dringend zwei Spritzen zum Einschlafen“, sagt einer der beiden Männer an der Hauswand und schüttet sich aus vor Lachen. Joel Shaw flachst mit: „Für Spritzen müssen wir auf den Arzt warten“, sagt er und erntet gleich noch eine Lach-Salve. Im nächsten Augenblick biegt Dr. Hans-Ulrich Peltner mit seinem grünen Arztkofferchen um die Ecke. Der Kinderarzt ist einer von fünf Mediziner, die sich den freiwilligen Dienst auf dem Medimobil teilen. Anders als seine Kollegen ist er noch nicht im Ruhestand. Per Handschlag begrüßt er die Sanitäter, hängt sich sein Stethoskop um und klettert in den Ford. Auch er ist gut gelaunt. Was er in den kommenden zwei Stunden zu hören bekommt, wird nicht ganz so lustig sein.

Die Angst ist bisher unbehandelt geblieben

Der dunkelhaarige, bärtige Mann, der als erster ins mobile Behandlungszimmer steigt und die Schiebetür hinter sich zuzieht, blickt ernst. „Rücken tut weh“, sagt er zum Arzt und ergänzt: „Ich bin sterbenskrank. Krebs.“ Mit einem Handgriff hat Sanitäter Joel Shaw in der Zwischenzeit eine kleine Karteikarte aus einer Box gezogen und vor Peltner gelegt, sie trägt nur den Namen des Patienten, eine Altersangabe, ein paar Stichworte zu seiner Krankengeschichte. Sonst nichts. Im Medimobil fragt niemand nach Ausweis, Krankenkasse oder Kontonummer. Auch nicht nach der Adresse. Manche der 200 Patienten pro Jahr haben keine Anschrift. Oder eine, die ständig wechselt.

Der 45-jährige Mann aus Südeuropa könnte sogar sagen, wo er wohnt. Er hat auch einen Hausarzt, der sein schweres Leiden behandelt. Die Angst des Kranken aber, sie ist im hektischen Praxisalltag wohl unbehandelt geblieben. Peltner nimmt sich Zeit, hört seinem Gegenüber zu, muntert ihn auf, bittet ihn, das nächste Mal Unterlagen vom Hausarzt mitzubringen. „Zum Erklären“, wie er sagt. Peltner und seine Sprechstundenhilfe Shaw geben ihm noch die gewünschten Schmerztabletten, wie alle Medikamente und sämtliches Material im Medimobil eine Spende des Bernwardskrankenhauses. „Ich habe kein Geld für das“, sagt der

Patient im Weggehen, und es klingt, als wolle er sich entschuldigen. Na, und die Praxisgebühr, von der er sich befreien lassen könnte, wenn er nur wüsste wie, die hat er durch den Gang zum alten Krankentransportwagen der Malteser auch gespart.

Sparen. Darum geht es mehreren der Patienten an diesem Vormittag. Wer mit 374 Euro über die Runden kommen muss, für den fallen zehn Euro ins Gewicht. Für die Spätsiedlerin aus Russland, die ihren Bluthochdruck bekämpft haben möchte. Oder für den 50-jährigen Arbeitslosen aus dem Landkreis, der kein Geld für sein Asthmaspray hat. „Gut, dass es das hier gibt“, sagt er, als er seinen Hund angebunden hat und auf den beigen Krankentransportwagen zusteuert. Niemand wird abgewiesen.

Vom Eingang der Warenhalle aus beobachtet Diakon Wilfried Otto die Szene. Er ist einer derer, die das Medimobil vor gut zweieinhalb Jahren angeschoben haben. Weil es eben Menschen gibt, denen mit einem warmen Mahlzeit und kostenlosen Lebensmitteln allein nicht geholfen ist. Die nicht zum Arzt gehen, aus Geldmangel, aus Unbedarftheit, weil sie die Sprache nicht verstehen. Oder auch aus Scham, weil sie arg riechen und im Wartezimmer nicht angestarrt werden wollen. Manche von ihnen schleift der Diakon eigenhändig zum rollenden Sprechzimmer. Bei anderen beißt er auf Granit. Da war etwa der sehr alte Herr, der ganz offensichtlich schwer herzkrank war. Er konnte kein Deutsch. Otto vermutete, dass er illegal und ohne Papiere im Land war, versuchte

deshalb, ihn zum Medimobil zu bewegen. Irgendwann tauchte der Alte aber nicht mehr auf. „Ich weiß nicht wieso. Vielleicht haben wir uns zu doll gekümmert?“, grübelt Otto heute.

Es gibt keine simplen Fälle hier am Rand der Stadt. Und vielleicht noch viel weniger mittendrin. Dort also, wohin Joel Shaw und Yvonne Golla nach gut einer Stunde mit dem Medimobil aufbrechen. Arzt Peltner fährt im Privatauto hinterher. Die zweite Hälfte der Doppel-Sprechstunde wird das Trio gleich am Mutterhaus der Vinzentinerinnen abhalten und dabei auf eine ganz andere Klientel treffen. Überwiegend deutsche Bedürftige kommen hier zum Mittagstisch. Obdachlose, Trinker, Drogenabhängige, psychisch Kranke, manche von ihnen ohne Krankenversicherung. Diabetes ist hier weit verbreitet, und damit auch Symptome wie abgestorbene Gliedmaßen oder schlecht verheilende, offene Wunden.

Manchmal kommt die Hilfe aus einer Kaufhof-Tüte

Die beiden jungen Helfer haben sich auch an diese Patienten gewöhnt. Sie kennen ihre Geschichten, stören sich nicht an gelegentlichem Gestank oder verklebten Haaren. „Wieso auch? Das ist mein künftiger Beruf“, sagt Yvonne Golla, die im siebten Semester Soziale Arbeit studiert. Der Hildesheimerin, gerade einmal 23 Jahre alt, ist das Helfen in Fleisch und Blut übergegangen, seit sie als Aichtklässlerin an der Marienschule mal mit dem Fuß umknickte und sich zur Schulsanitäterin ausbilden ließ. Auch ihr vier Jahre älterer Kollege hinterm Steuer will von Berührungängsten nichts wissen: „Das sind halt alles Menschen, denen wir was Gutes tun können“, sagt Joel Shaw, der bei den Maltesern seinen Bundesfreiwilligendienst leistet. „Ich habe selbst mal von der Grundsicherung gelebt, nachdem ich meinen Job bei der Bahn verloren hatte“, berichtet er. Um zu wissen, wie weh ein paar Euro tun können, muss man nicht in der städtischen Obdachlosenunterkunft am Langen Garten leben.

Genau da hat seit einem Monat der 59-Jährige Unterschlupf gefunden, der sich heute Mittag vorm Mutterhaus auf-

gebaut hat. Die Hände in den Manteltaschen vergraben, so beobachtet der Mann mit der Wollmütze, wie Joel Shaw in 20 Metern Entfernung den Krankenwagen rückwärts auf eine Stellfläche am Paulusheim setzt. Als die Sanitäter aussteigen, kommt der Wohnungslose zielstrebig auf sie zu. „Ich habe 'nen guten Platz, wo ihr auch mal hinfahren könntet, die ambulante Hilfe in der Hannoverschen Straße!“, eröffnet er das Gespräch. Längst hat sich herumgesprochen, dass ab Ende März das Mutterhaus für Umbauarbeiten geschlossen wird und das Medimobil eine neue Anlaufstelle braucht. Doch eigentlich geht es dem Mann um etwas ganz anderes: „Habt ihr Berodual?“

Auch er braucht ein Asthma-Spray, Atemwegserkrankungen sind hier, zumal bei starken Rauchern, wohl das verbreitetste Leiden. Und weil er schon mal da ist, fragt er auch nach seinem Blutgerinnungshemmer. Keines der beiden Präparate gehört zu den 35 Medikamenten im Medimobil, aber Yvonne Golla macht dem Mann dennoch Hoffnung. Vorhin, am Guten Hirten, da hat doch jemand eine Medikamentenspende abgegeben. Und so holt die 23-Jährige jetzt eine Kaufhof-Tüte voller Schachteln und Ampullen aus dem Wagen und breitet alles nebenan auf einer Mauer aus. Tatsächlich: „Marcumar, da ist es doch!“, sagt sie und reicht Dr. Peltner eine Packung. Der bespricht mit dem Patienten noch die Dosierung, dann gibt er ihm die Tabletten.

Weil der 59-Jährige der einzige war, der in der Kälte gewartet hat, gehen die Malteser und der Arzt wie jede Woche auch noch einmal ins Mutterhaus. Aber heute scheinen alle das heiße Essen der Blutdruckkontrolle oder einem Plausch mit dem Doktor vorzuziehen. Einer fragt, hör- und sichtbar angesäuselt, nach einer Impfung, aber Joel Shaw kennt den Mann, weiß dass er HIV-positiv ist. „Das müssen Sie mit Ihrem Arzt besprechen, wissense doch, oder?“, sagt er, und der Mann am Esstisch nickt. Der Suppe steht damit nichts mehr im Wege.

Hans-Ulrich Peltner ist bereits wieder an seinem Arbeitsplatz in der Diakonie Himmelthür, als Joel Shaw den Einsatzwagen übers Kopfsteinpflaster der Waterloostraße zum Malteser-Stützpunkt steuert. Er und Golla müssen noch den Wagen reinigen, dann ist ihr dreistündiger Einsatz zu Ende. Die beiden wissen, sie können das 21 Jahre alte Gefährt noch so sehr pflegen, irgendwann wird es den Geist aufgeben. Wenn sie ein neues, gebrauchtes Medimobil beschaffen wollen, sind die Malteser auf finanzielle Hilfe, auf Spender angewiesen.

Und dringend auf neue ehrenamtliche Einsatzsanitäter. Das aktuelle Duo muss die jährlich 26 Einsätze alleine schultern, und schon heute steht fest, dass Joel Shaw nicht immer „Bufdi“ bleibt und Yvonne Golla bald ihr Studium beendet. Doch darüber machen sich die beiden keine Gedanken, als sie im Sonnenschein die orangefarbene Krankentrage schrubben. Nein, das war heute kein dramatischer Einsatz. „Aber eigentlich ist es doch gut, wenn etwas weniger los ist“, sagt Yvonne Golla. „Dann geht es den Menschen vielleicht nicht ganz so schlecht.“

Wer die Malteser unterstützen oder sich ehrenamtlich im Medimobil engagieren möchte, erreicht sie unter 051 21/5 50 15.



Ob er noch lange durchhält, ist zweifelhaft: Joel Shaw und Yvonne Golla beladen den 21 Jahre alten Ford Transit auf dem Malteser-Gelände an der Waterloostraße.



Irgendwo in der Arzneispende könnte sich der gewünschte Blutgerinnungshemmer verbergen – Yvonne Golla will einem Obdachlosen am Mutterhaus helfen.



Fahrräder und Hund als eindeutiges Zeichen: Im Mutterhaus der Vinzentinerinnen gibt es Mittagessen. Das Medimobil-Trio fragt trotzdem, ob wer den Doktor sprechen will.

In der Grauzone

Er ist ein Mann, den es laut Gesetz gar nicht gibt. Seit 2007 besteht in Deutschland schließlich Krankenversicherungspflicht für alle. Auch für die, die sich keine leisten können: Wer Arbeitslosengeld II (im Volksmund: Hartz IV) bezieht, für den übernimmt das Jobcenter die Krankenkassenbeiträge. Doch der 45-jährige Russlanddeutsche zählt zu denen, die in der Grauzone leben, die irgendwie durchs Raster gefallen sind.

Der Mann schläft in der städtischen Obdachlosenunterkunft am Langen Garten, er trinkt, steht dem „Arbeitsmarkt nicht zur Verfügung“, wie es auf Amtsdokumente heißt. Jeden Tag kann er sich seinen Tagessatz von 12,46 Euro abholen, die Ambulante Wohnungslosenhilfe an der Hannoverschen Straße übernimmt die Auszahlung für das Job-Center. Rund 20 Menschen nutzen täglich den Dienst, sagt Roderich Göhl von der Einrichtung des Diakonischen Werks, übers Jahr verteilt sind es mehrere hundert. Darunter Um-

herreisende aus der Region, aber auch jene, die überall in Deutschland auftauchen. Sie alle eint das Problem: Wer Tagessätze bezieht, ist immer nur für den Tag krankenversichert, an dem er sich das Geld auch abgeholt hat. Wer aber wie der 45-Jährige plötzlich stationär im Krankenhaus landet oder zum Beispiel Treppe hinabstürzt, kann kein Geld abholen. Was folgt, sind Formulare, Anträge, Verwaltungskram, den der Obdachlose allein nicht hinkommt.

In Hildesheim wird jetzt allerdings nach Lösungen gesucht. Am „runden Tisch“ mit der Ambulanten Hilfe, einer örtlichen Krankenkasse, den Krankenhäusern und dem Fachbereich Soziales der Stadt, der einspringt, wenn keine Krankenkasse die Arztrechnung begleicht. Auch das Job-Center will mitarbeiten. Damit es eine verlässliche Versicherung für alle auch in der Praxis gibt. Und nicht nur auf dem Papier.